

## **Wort des Bischofs**

16. April 2021

Frühjahrstagung der V. Landessynode

### **Bischof Dr. Christian Stäblein**

Verehrter Präses, hohe Synode, liebe Schwestern und Brüder,

*Frage 1: Was ist dein einziger Trost im Leben und im Sterben? Antwort: Dass ich mit Leib und Seele im Leben und im Sterben nicht mir, sondern meinem getreuen Heiland Jesus Christus gehöre.*

Das sind die erste Frage und der erste Satz der Antwort im Heidelberger Katechismus. Und also das, was wir im Gedenken der an Corona-Verstorbenen zu sagen haben, wieder und wieder. Wenn uns jemand fragt: Was ist eigentlich in diesen Wochen und Monaten der Pandemie Euer Beitrag, Eure Stimme, liebe Kirche, liebe Christinnen und Christen, dann gibt es darauf natürlich viel zu sagen – von Seelsorge im Alltag über Eintreten für Benachteiligte und schnell Übersehene, von Gottesdiensten als geistlichem Lebensmittel, analog und digital, bis hin zum Dasein für Kinder und Jugendlichen in Schulen und Gemeinden. Viel und noch viel mehr gibt es dazu zu sagen -, aber als Erstes und Letztes doch immer wieder auch diese Frage und Antwort aus dem Heidelberger Katechismus von 1563: *Was ist dein einziger Trost im Leben und im Sterben? Dass ich mit Leib und Seele im Leben und im Sterben nicht mir, sondern meinem getreuen Heiland Jesus Christus gehöre.*

Das ist – recht verstanden – weder Angstnegierung noch Todesverleugnung, das ist auch nicht Leid einfach mal weglächeln, es ist der tiefe Trost, den wir empfangen und weitersagen dürfen, von Paulus einst formuliert und hier von Ursinus, einem Schüler Melanchthons, in die erste Antwort des Katechismus gegossen: Ob wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn. Ihm, Jesus Christus, gehören wir.

Auf dem Grabstein meiner Großeltern Martha und Rudolf Löhr stehen jene Sätze vom „Gott gehören“ aus dem Römerbrief. Vor diesem Grabstein liegt nun die Urne ihrer Tochter Ursula, meiner Tante, die kurz vor Weihnachten an Corona erkrankt aus dem Heim auf die Intensivstation eines Krankenhauses mit dem schönen Namen Siloah verlegt

wurde und dort kurz vor Silvester starb. Sie war meine Patin und so ist es für mich auch eine Erinnerung an das Taufversprechen, die durch die Pandemie tragen möge: Im Leben und im Sterben begleitet und erwartet Dich Gott.

Über 80100 Menschen sind seit dem Ausbruch der Pandemie in Deutschland an Corona gestorben. Darunter ist auch Martin Zinkernagel, Pfarrer in Weißwasser, unter der Erkrankung 55 Jahre alt geworden. Seine Familie und die Gemeinde in der Oberlausitz trauern – am kommenden Sonntag mit einem Gedenkgottesdienst – und wir als Kirche trauern mit, suchen zusammen den Trost, der uns geschenkt ist, der einzige Trost, den wir im Leben und Sterben haben: Jesus Christus.

Liebe Geschwister, an diesem 18. April gedenkt der Bundespräsident und mit ihm die Bundesrepublik Deutschland der in der Pandemie verstorbenen Menschen, wir sind beim Gottesdienst in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche und beim Staatsakt mit dabei. Unser Beitrag? Der Trost des Evangeliums. Ein Reden vom mitleidenden Gott. Dem Auferstandenen. Ich danke allen Kirchengemeinden und Kirchenkreisen, die seit Monaten das Gedenken wachhalten und den Trost weitergeben. Ich denke an das Herz aus Kerzen auf dem Tempelhofer Feld vor einigen Tagen, ich denke an die digitale Klage-mauer des Kirchenkreises Niederlausitz zu diesem 18. April, ich denke an das Gedenkbuch in der Sakristei hinter dem Altarraum in der Stadtkirche zu Perleberg. Es sind nur drei von vielen Beispielen. Wir sind da – mit dem Trost, der nicht uns gehört, aber der uns hat, ganz und gar, der uns bindet an Gott und frei macht für den Nächsten. Ein herzlicher Dank heute als allererstes an die Menschen in dieser Kirche, wie sie da sind in diesen Wochen und Monaten, mit Gebeten, mit Stärken, mit Weinen, mit guten Worten, mit österlicher Hoffnung. Immer mal wieder brandet ja die Frage auf, wozu die Kirche ist, wo sie denn sei, ob sie noch jemand brauche. Darüber lässt sich im Zeitalter der fortschreitenden Säkularisierung trefflich diskutieren, aber eines möchte ich doch festhalten: Ich möchte mir eine Welt ohne diesen Trost nicht vorstellen müssen - und ohne die, die diesen Trost weitersagen, mal laut, oft leise, mal zitternd, mal vollmundig, immer von Herzen. Und würde dieser Trost, der nicht von dieser Welt ist, nicht mehr unsere Mitte sein, dann in der Tat könnten wir „dicht machen“.

*Was ist dein einziger Trost im Leben und im Sterben?* Diese Heidelberger Formulierung verdanken wir unseren Reformierten Geschwistern, der Katechismus mit der ersten und

wichtigsten Antwort hat sein zu Hause in unserer unierten Kirche, auch wenn der Entstehungsort Heidelberg eine halbe Tagesreise mit der Bahn entfernt ist. Von Heidelberg ist es aus heutiger Sicht fast nur einen Katzensprung bis nach Worms.

Der 18. April 1521, übermorgen vor 500 Jahren, ist aus reformatorischer Perspektive ein entscheidendes, ein einschneidendes Datum, dessen Bedeutung man kaum überschätzen kann. Luther vor dem Reichstag in Worms. Er widerruft nicht. Er bietet Kaiser und Kurie die Stirn. Wir hören einmal O-Ton Luther: *„Wenn Eure Majestät und Eure Herrschaften denn eine einfache Antwort verlangen, so werde ich sie ohne Hörner und Zähne geben. Wenn ich nicht durch Schriftzeugnisse oder einen klaren Grund widerlegt werde – denn allein dem Papst oder den Konzilien glaube ich nicht; es steht fest, dass sie häufig geirrt und sich auch selbst widersprochen haben -, so bin ich durch die von mir angeführten Schriftworte überwunden. Und da mein Gewissen in den Worten Gottes gefangen ist, kann und will ich nichts widerrufen, weil es gefährlich und unmöglich ist, etwas gegen das Gewissen zu tun. Gott helfe mir. Amen.“* Mit diesem nicht ganz undramatischen Ende des über zwei Tage gestreckten Auftritts Luthers auf dem Reichstag zu Worms bekommt die evangelische Sache etwas unwiderruflich Öffentliches, wird fortan zu einem eigenen Faktor der Geschichte. Worms 1521 ist für damalige Verhältnisse ein Medienereignis und der Auftritt Luthers, gut kalkuliert mit den gegen den Kaiser aufbegehrenden Fürsten, gut vorbereitet mit seinem – wir würden heute sagen –Team -, dieser Auftritt ist nicht weniger als der „eigentliche“ Reformationstag, die Geburt der evangelischen Bewegung als öffentliche und gesellschaftliche Kraft jenseits wittenbergisch-mönchischer Klausur und universitärer Disputation. Nicht ganz zufällig legt Luther danach für zehn Monate seine Mönchskleidung auf der Wartburg ab und steigt nie wieder wirklich in diese zurück. Wenn es ein, zwei Urdaten evangelischer Kirche gibt, dann gehört dieser Moment der aufrechten Haltung dazu, mindestens so sehr wie der 31. Oktober. Dabei ist es nicht so sehr die vermeintliche Protestation gegen den Staat, die diesen 18. April ausmacht – darüber ließe sich vielfältig diskutieren, gerade heute, wo mancher von den Kirchen wünscht, sie mögen sich besonders stark gegen den Staat und seine Maßnahmen einsetzen, was ich – kurz gesagt – für kurzschlüssig, ja völlig falsch hielte, gerade auch mit Blick auf Luther und Worms. Was diesen 18. April ausmacht, ist das: Hörbar wird eine Stimme, die aus innerer Freiheit heraus dem Aufbruch mehr vertraut als dem Beharren auf Institution und Tradition. Und das, genau das steht heute für eine Kirche, die sich evangelisch nennt, wieder an: Mit innerer Freiheit der

Bewegung des Aufbruchs aus dem Evangelium heraus mehr vertrauen als einem Beharren auf Institution und Tradition. Das ist es, was wir uns und was wir den Menschen schuldig sind. Wenn wir evangelische Kirche sein wollen, dann nur so, dass wir uns immer wieder in diesem Sinne erneuern. In moderner Diktion: Der Aufbruch gehört zur DNA unserer Kirche.

Liebe Geschwister, Aufbruch, reformatorisch verstanden, beginnt mit Umkehr, mit Buße. Und Grund zur Buße ist da, wahrlich, mehr als wir womöglich wahr haben wollen. Die Evangelische Kirche hat sich schuldig gemacht, als Menschen in dieser Kirche missbraucht worden sind, sexuell missbraucht. Wir versuchen das uns Mögliche, um das aufzuarbeiten, das ist unsere Pflicht. Das erlittene Leid anzuerkennen, indem wir die Menschen, die dies erlitten haben, hören, sie begleiten, sie auch materiell unterstützen, ist das Mindeste. Aufbruch ohne Buße und Anerkennung dessen kann es nicht geben. Ob bei uns oder wo auch immer. Wir haben keinen Grund zu schweigen, wo immer wir Vertuschung oder Verschweigen sehen, wahrnehmen, wo der Eindruck entsteht, Fakten, Erkenntnisse würden zurückgehalten, Verantwortung nicht übernommen. Verantwortung zu übernehmen ist schmerzhaft, aber konsequent. Es gibt nur Aufbruch, wenn es Umkehr und Anerkennung von Schuld gibt. Das ist der Urgrund von Reformation.

Im letzten Jahr, am 1. September, hat die Kirchenleitung ein Wort der Buße und der Anerkennung im Blick auf das kirchliche Verhalten gegenüber gleichgeschlechtlich Liebenden gesprochen. In diesem Sommer soll dieses Bußwort im Juli erneuert und laut gemacht werden. Wir haben uns schuldig gemacht an gleichgeschlechtlich Liebenden. Wir haben sie über Jahrhunderte diskriminiert, abgewiesen, in Nischen und ins Abseits gedrängt, aus der Öffentlichkeit und von Ämtern ferngehalten, an vielen Stellen ihr Leben zerstört, seelisch und körperlich. Wir bitten – ja was: um Vergebung? Da wäre ich nicht zu schnell zu vollmundig. Wir gehen in die Worte der Buße und suchen den Weg der Umkehr und Erneuerung. Ich werde nicht vergessen, wie im letzten Jahr ein Mitglied der Kirchenleitung an dieser Stelle erkennbar berührt in Worte gefasst hat, was diese Abkehr und Umkehr für ihn und sein Leben bedeutet hat. Es ist ein Punkt, an dem ich Schuld über mein eigenes früheres Reden spüre. Und deswegen will ich hier sagen: ich bin dankbar, dass ich diesen Weg mit Ihnen gehen darf. Natürlich, liebe Geschwister, bin ich geneigt, an dieser Stelle anzumerken, wie viel sich auch verändert hat, wie viel wir gelernt und getan haben. Eine der ersten Kirchen mit Trauung gleichgeschlechtlich

Liebender ist die EKBO. Eine Anlaufstelle für Betroffene von Diskriminierung gibt es jetzt an der Zionskirche mit Pfarrer Matthias Motter. Wichtig das. Buße und Erneuerung muss konkret sein. Und, das will ich festhalten, nie geht es darum, irgendetwas gegen die Schuld aufzurechnen.

Reformation heißt Umkehr, heißt Abkehr von der Vorstellung, wir würden uns als Kirche am liebsten selbst erhalten. Pandemieblicke beginnen nicht mit der Leistungsschau der tollen Erfolge, sondern mit dem Eingeständnis, wo wir gefehlt haben. Wo sind wir zu schnell zurück gewichen, wo haben wir Menschen allein gelassen? Und wo waren wir nicht solidarisch mit den vielen anderen in dieser Gesellschaft – in der Kultur etwa -, die das alles ungleich härter trifft? Nur diese Kirche kann Kirche der Reformation sein. Was auch heißt: kritisch mit der eigenen Tradition umgehen.

Marion Gardei, die Pfarrerin für Erinnerungskultur, ist seit Januar dieses Jahres auch die erste Antisemitismusbeauftragte unserer Landeskirche. Die steigende Zahl von antijüdischen Übergriffen in den letzten Jahren zeigt uns, wie bitter nötig diese Arbeit ist – wir alle, alle Christinnen und Christen in der EKBO sollten doch eigentlich Antisemitismusbeauftragte sein. Marion Gardei widmet sich der Aufarbeitung der antijüdischen Traditionen an den verschiedensten Stellen. Etwa bei der Erinnerung an die Untaten von Propst Walter Hoff, in der NS-Zeit bei den Deutschen Christen und in der NSDAP, ein besonders antisemitisch eingestellter Pfarrer. Das war er also ausgerechnet an jenem Ort mitten in Berlin, an dem jetzt der Grundstein für das House of One gelegt wird. Eine Mahnung an uns, diese Schuld nicht einfach zu überbauen.

Oder, Stichwort Aufarbeitung, die Neukommentierung der Schmähsplastik im Kreuzgang des Brandenburger Doms, hier findet sich furchtbarerweise eines der ältesten Exemplare einer sogenannten „Judensau“. Gemeinsam mit dem Brandenburger Domstift wird jetzt eine genaue und unbedingt nötige Kommentierung vorgenommen. Ich bin Pfarrerin Gardei sehr dankbar, dass sie sich dieser Aufgabe so annimmt. Unsere Kampagne *„beziehungsweise – jüdisch und christlich: näher als du denkst“* hat nur dann Sinn, wenn sie aus Umkehr und Buße geboren wird. Und so bin ich froh über die vielen Projekte im Rahmen dieser Kampagne, über die vielen Gespräche und Dialoge mit Mitgliedern der jüdischen Gemeinschaft, Rabbinerin Ederberg, Rabbiner Nachama, Rabbiner Sievers – herzlichen Dank! Ich füge hinzu: Solange ich Bischof dieser Kirche sein darf, werde ich dem entgegen treten, wo auf welchem Hintergrund auch immer antijüdisches Gedankengut nicht benannt und so weiter tradiert wird. Nein, kein Verständnis. Für uns alle

gilt: Man kann oft nicht viel für das eigene Erbe, man kann aber etwas dafür, wenn die Bereitschaft fehlt, es aufzuarbeiten.

Liebe Geschwister, die Kirche der Reformation ist eine Kirche der Umkehr und des Aufbruchs. In ihr leben Wagnis und Freiheit, Mut und Glaubensfreude. Nachdem sich im Februar diese neue Synode konstituiert hat, kommen wir erstmals zu inhaltlicher Arbeit zusammen – wieder und fast schon wie gewohnt digital. Nicht dass wir uns daran gewöhnen wollten, niemand will sich an die Bedingungen der Pandemie gewöhnen. Und doch ist es so, dass wir nach einem Jahr Pandemie auch Früchte von Mut und Kreativität erleben, die ich mir gar nicht mehr wegdenken möchte. „Brot und Liebe“ etwa als digitales gottesdienstliches Format, um nur ein Beispiel aus ungeheuer vielen herauszugreifen. Wer eine Alternative zum Tatort am Sonntagabend sucht, findet sie im digitalen Gottesdienstangebot des Kirchenkreises Tempelhof-Schöneberg. Ein anderes Beispiel: Das Projekt Mukkefukk in Templin, der herrliche digitale „Ersatz“ mit einer ganzen Palette geistlicher Angebote, vom Erzählen auf dem Sofa zum Wochenende über Interviews und Predigtpodcasts.

Und schon der Titel Mukkefukk lädt ein zum Sinnieren über Ersatz, Surrogat oder eigentliche, echte, unabhängige geistliche und spirituelle Alternative. Nach über einem Jahr Pandemie bin ich die Debatten über Medienkonkurrenzen mehr als leid. Ist digital mehr oder weniger als analog, ist das eine besser, ist das andere das Eigentliche? – Das kann und soll man alles diskutieren. Aber es ist doch im Grunde niemand da, der bestreiten möchte, dass Glauben und Hoffen auch eine sehr körperliche, analoge, kohlenstoffliche Dimension haben. Ich sehe niemanden, der bestreitet, dass das Evangelium alle Sinne will und alle Sinne berührt. Nach Jahrhunderten kirchlicher Leibfeindlichkeit waren wir doch gerade angekommen in der Einsicht, dass Leib und Geist zusammen gehören, diese Einsicht wird doch jetzt niemand mit dem digitalen Bade wieder ausschütten wollen. Und umgekehrt ist es doch ganz müßig zu bestreiten, dass die digitalen Möglichkeiten neue Räume erschließen, neue Präsenzen ermöglichen, auch neues Miteinander, auch neues geistliches Miteinander. Manchen Tag ist man froh, dass man den trägen Leib nicht anderen zumuten muss – dann geht viel am Monitor, andere Tage vermissen wir die Zwischentöne, die sich ergeben, wenn wir uns in einem Raum begegnen. Die Dogmatiken, die uns eine oder andere gezimmert werden, kommen mir zu früh. Ich möchte erst einmal wahrnehmen, was es an Wagnis, an Aufbruch im letzten Jahr gegeben hat. Es macht mir Mut für die Herausforderungen, die kommen. Diese

Kirche ist aufbruchsbereit und aufbruchsfähig. Wenn es so sein soll und wo und wie Gott will, werden sich neue Wege eröffnen. In dieser Kirche haben sich schon viele neue Wege im Leben der Vielfalt unter Gottes Bogen aufgetan.

Die Kirche der Reformation lebt aus der Energie der Erneuerung. Das ist ja ihr Wesen: Erneuerung frisst nicht Energie, sie gibt Energie. Wenn mehr Zeit wäre, würde ich gerne den Weg Luthers von Wittenberg nach Worms 1521 nacherzählen, gut zwei Wochen, in denen er gewissermaßen Energie gesammelt hat, nicht zuletzt beim Predigen in jedem Ort – in Erfurt mit großem Hallo, in Eisenach eher unter Schmerzen, aber immer mit der ganzen Energie des Aufbruchs. Wir sind nicht auf dem Weg von Wittenberg nach Worms. Wenn es einen geographischen Ankerpunkt gibt, ist der ja kirchlich gesehen eher mit dem Stichwort Freiburg verbunden, also die Freiburger Studie mit ihrer Projektion kirchlichen Lebens für das Jahr 2060. Die entscheidende Frage bei der Rezeption dieser Studie ist: Ziehen wir daraus Energie oder lassen wir uns von vermeintlich trostlosen Perspektiven unsere Energie rauben? Starren wir wie Kaninchen oder Osterhasen auf kleiner werdende Zahlen oder gewinnen wir daraus die Bestätigung, dass nun wahrlich eine Kirche des Aufbruchs und des Mutes gefragt ist? Sie fragen, wie diese Alternativen konkret werden? Nun, ganz praktisch und geradezu beglückend, wenn ich sehe, mit welcher Energie in den letzten Jahren dritte Orte, neue Orte von Kirche entstanden sind, fast könnte man sagen: aus dem Boden sprießen. Es ist die Kraft, das Evangelium des Trostes und des Mutes immer neu zu leben und zu werden. Und es ist ein großes Glück zu erleben, wie die jungen Teams von Ehrenamtlichen und Beruflichen auch mitten in der Pandemie ihre Dienste aufnehmen. Ich erinnere mich an einen Besuch in Spremberg Anfang dieses Jahres im Gottesdienst, in dessen Nachgespräch es so zugeht: es ist so schön mit den jungen Pfarrer:innen, sagten die einen. Es ist so schön mit den Gemeindegemeinderäten, sagten die anderen. Und ich fand: ich muss nix sagen außer mir diesen evangelischen Teamgeist merken. Die Kraft der Erneuerung, praktisch real wird sie auch, wenn wir entscheiden müssen, ob wir in die Veränderung der Organisationsformen – Stichwort: Gemeindestrukturgesetz, Verringerung der Zahl der Körperschaften – ob wir da noch mal und noch mal Energie rein stecken müssen. Oder ob diese Synode auch sagen darf: Das ist bestens konsultiert, das ist mit und auf allen Ebenen der Kirche immer wieder abgestimmt, das ist wirklich nicht von oben herab angeordnet, sondern im besten Miteinander von Gemeinden, Kirchenkreisen und Konsis-

torium errungen, das soll jetzt noch einmal kräftig diskutiert werden. Und dann bitte entscheiden, denn: nicht die Frage der Organisationsform sollte uns alle Energie rauben. Es wird, da bin ich mir sicher, die Gemeinden stärken – das ist das Ziel von allem, stärken in geistlicher Kraft.

Lasst uns eine mutige Kirche sein, eine in der Tradition von Worms. Weil wir – ich komme zum Ende, aber nicht, ohne den zentralen Punkt genannt zu haben – weil wir das Evangelium nicht in der Hand und nicht in der Tasche haben, sondern weil uns die Freiheit des Evangeliums geschenkt und zugesprochen ist. Das war ja Luthers Auseinandersetzung: gegen all die, die meinten, sich des Evangeliums bemächtigen zu können, die es austeilen und verteilen wollten, gegen all die, die meinen, die Mittler seien wichtiger als der Trost selbst. Knapp ein Jahr später, 1522 im März, kehrt Luther von der Wartburg zurück nach Wittenberg, wegen der dort ausgebrochenen Unruhen. In den Predigten, die er in der ersten Woche nach der Rückkehr hält, ruft er immer wieder die Frage auf, wie der Glaube weitergegeben wird. Darin setzt er auf das Momentum der Freiheit als dem wichtigsten und höchsten: *„Weil ich denn den Glauben nicht ins Herz gießen kann, so kann und soll ich niemanden dazu zwingen oder dringen; denn Gott tut das alleine und macht, dass das Wort im Herzen lebt.“* Das ist der wahre Grund aller Freiheit, keine Kirche und kein Klerus stelle sich davor oder dazwischen. Warum? Weil dann, wenn es darauf ankommt, Trost nur Trost ist, wenn er mein Trost geworden ist, wenn er mich freimacht. Dafür den Boden zu bereiten, ist unsere Aufgabe. Weil wir um den Trost im Sterben wissen, haben wir Mut zum Leben. Und Liebe für den Nächsten. Hier stehen wir also. Und laden ein. Laden alle ein, die an einer solchen Kirche mitbauen wollen, ob Distanzierte, Zweifelnde, Fragende. Kommt, lasst uns gemeinsam auf den Weg gehen, tun, was dran ist, erneuern, was nur ist, wenn es wird. Es ist Zeit für die Kirche der Reformation. Vielen Dank!